

Das Chaos gewinnt

**Wiener Weltuntergang -
Fruehling der Toten, #10**

by John Aysa, 1969-

Veröffentlicht: 2013
Residenz Verlag



Inhalt

Kapitel 18 ...	Wiener Weltuntergang.
Kapitel 19 ...	Es geht zu Ende.
Kapitel 20 ...	Ein sonniger Nachmittag.



Kapitel 18

Wiener Weltuntergang.

ADVERTORIAL:

Mit der neuen Edition von Shield3000 sind Sie besser denn je gegen UV-Strahlung, Strahlungen von Munitionsresten, Ozonlöcher und mutierte Mitmenschen geschützt. Shield3000 ist ein Multiallzweckschutzmittel, das auf der Haut aufgetragen wird und sofort für Ihre Sicherheit sorgt. Shield3000, bevor es zu spät ist.

Shield3000 gibt es in mehreren Farbschattierungen und Geschmacksorten.

Auch für Ungeborene geeignet.

Shield3000! Be prepared!

ADVERTORIAL ENDE

Scheißende Heilige sind unglaublich. So voll war der Dom noch nie gewesen. Beinahe dreihundert Besucher, Gläubige und Neugierige, drängten sich zwischen Lachen und Algen vor dem Altar, um zu sehen, wie die Hexe hingerichtet wurde. Die Luft war stickig und spannungsgeladen. Aufgeregtes Murmeln erfüllte den Saal.

Die Jünger des Chefs hatten sicherheitshalber alle Eingänge verriegelt, um nicht Gefahr zu laufen, von einer Behörde oder Demonstranten gestört zu werden, sicher war sicher. Es gab immer wieder die einen oder anderen Fanatiker, die nach einem Vorwand suchten, um Ärger zu machen. Bisher hatten sich weder Behörden noch Demonstranten blicken lassen, aber das war kein Grund, nachlässig zu werden.

Die Tage nach der ersten Hinrichtung einer Hexe, die zu Übungszwecken stattgefunden hatte, war es besonders spannend gewesen darauf zu warten, ob einer der Besucher geplaudert hatte. Aber nichts war geschehen, und so hatten sie den heutigen Prozess zu planen begonnen.

Auch das war spannend. Die heutige Überführung einer Hexe würde die Spreu vom Weizen trennen. Die Schwachen würden flüchten, die Starken und wahren Gläubigen weiterhin treu zu Dagon stehen. Sie wußten, Dagon verlangte viel, belohnte aber reichlich.

Aus denen, die standhaft blieben und das Grauen der Folter als das erkannten, was es war, ein notwendiges Übel, würde der Chef eine Armee an Freiwilligen rekrutieren, die hinauszogen in die Welt, um die Lehre von Dagon unter die Leute zu bringen. Wanderprediger im Auftrag ihres Gottes, eine neue Messianisierung im Namen Dagens. Die Jünger würden mit Worten und Taten, mit Schwert und Feuer predigen.

Einer der Jünglinge des Chefs trat an den Rand des Altars und schlug mit dem Stock dreimal gegen den Boden. Das durchdringende Dröhnen brachte die Menge zum Verstummen.

„Gläubige, der Chef kommt. Verneigt euch und zollt dem Stellvertreter Dagens euren Respekt, als würdet ihr Dagon selbst grüßen.“

Angetan in den feinsten Gewändern, marschierte der Chef in würdevoller Gelassenheit zum Altar, den Bauch vorgestreckt, das Kinn erhoben. Er war höchst zufrieden mit sich und der Welt. Das war ein Abend ganz nach seinem Geschmack. Ein volles Haus, ein einmaliges Programm, weitreichende Pläne, insgesamt schöne Aussichten auf eine glorreiche Zukunft.

Das Leben war eine Freude, und wenn Dagon befahl und dies sein letzter Tag auf Erden sein sollte, so konnte er als glücklicher Mensch im Augenblick eines Triumphs sterben. Wunderbar, mehr konnte er vom Leben wirklich nicht verlangen.

Er wartete, bis Ruhe eingekehrt war, und hob dann zum Sprechen an. Das geschickt versteckte Mikrofon fing seine Worte ein und ließ sie als Dröhnen auf die Gemeinde herniederprasseln.

Am dritten Tag des sechsten Monats des fünften Jahres erging das Wort Dagens: Menschenkind, richte dein Gesicht auf den Papst, den Herrscher des Vatikans, den Menschenfischer, und stelle dich ihm als Prophet entgegen und sprich folgende Worte: So spricht Dagon, mein Herr: Jetzt gehe ich gegen dich vor, Papst, du Menschenfischer und Krokodil, und das an den Ufern des Tiber und er sagt: Mir gehören die Gläubigen, denn ich bin der einzig wahre Gott.

Aber ich schlage dir Haken in dein Gesicht und lasse die Fische deines Tiber an deinen Schuppen kleben. Ich ziehe dich samt den Fischen auf deinen Schuppen herauf aus deinem Tiber.

Dann werfe ich dich in die Wüste hinaus, dich und all die Fische des Tiber. Du wirst auf trockenes Land fallen und niemand wird dich von dort holen und begraben, dich erlösen. Die wilden Tiere der Wüste und die Vögel des Himmels werden sich an dir laben und alle Christen werden erkennen, daß ich ihr Herr bin.

Das mußten sie erst einmal verdauen. Der Chef wartete einen Augenblick, noch einen Moment, so lange, bis sich Unruhe in der Gemeinde breit machen wollte. Dann fuhr er fort, zu ihnen zu sprechen.

„Was haben wir verstanden? Irgendwas von Christen? Vom Vatikan, dessen Reich wankt und schwankt und bröckelt wie glutenfreier Kuchen? Oder haben wir die Wahrheit dahinter vernommen und verstanden, worum es geht? Sind die Fische nicht all die Huren, Hexen und Hetären, die dem Krokodil folgen? Ist dieses Krokodil nicht der Papst, der Dagon vernichten will? So ist es, liebe Gläubige. Aber wir werden diejenigen sein, die Haken in die feisten Wangen und toten Augen des sogenannten Heiligen Vaters schlagen und das grässliche Wesen hinaus in die

Wüste schleifen werden, durch all den Kot und Dreck und Staub der Straßen. Dies wird unsere Aufgabe sein. Aber wir dürfen nicht auf die Fische vergessen. Ich werde euch zeigen, was sich Dagon wünscht, was wir mit den Fischen anstellen sollen.“

„Heast, Oida, i hob kan Schimmer net vom Fischn.“

„Des is jo a net wötlich gmeint, du Blunznschädl.“

„Hoit die Pappn, Deppata, sonst reiß i da den Schädl o, spuck da aufs Beuschl und schieß da in den Hois eine.“

„Schieß di net an, Flachscheißa.“

„Dürfte ich um eine Übersetzung bitten?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Das ist ein privates Gespräch.“

„Ach.“

„Genau.“

„Darf ich eine andere Frage stellen? Wie heißt der Kollege denn eigentlich?“

„Welcher Kollege?“

„Na der, mit dem du andauernd streitest.“

„Da Mundl? Das ist da Mundl.“

„Ach, da schieß mir doch mal einer in den Kopf, da wäre ich nie dahintergekommen. Natürlich heißt er Mundl.“

„Gell? Bist auch nicht die hellste Birne, was?“

„Leck mich doch kreuzweise am Allerwertesten, du... Hundefurz.“

„Ui.“

Sie träumte. Sie träumte einen Albtraum, in dem sie der irrigen Vorstellung unterlag, von einem Haufen Verrückter gefangen worden zu sein. Man hatte sie ihrer Kleidung beraubt und an ein Kreuz gebunden. Die Arme waren wie üblich an den Handgelenken gefesselt und ihre Füße hatte man auf einem kleinen Querbalken platziert und in unangenehm gespreizter Position angebunden.

Sie war noch nie hier gewesen, aber da dies ein Traum war, konnte sie sich nur an einem Ort befinden: im Dom des Dagon-Kults. Und der fette Pachyderm, der mit dem Rücken zu ihr stand und wirres Zeug von Fischen erzählte, war der Hohepriester. Was für eine Ironie, ausgerechnet hier zu landen! Das hätte Aki sicher gut gefallen.

Sie musterte mit Abscheu die versammelten Gläubigen, die abwechselnd ihren dicken Führer und ihre Fotze anstarrten. Eine Form von Kompliment, auf die sie nicht gerade scharf war. Das waren also Anhänger der am schnellsten wachsenden Religion aller Zeiten? Na, gute Nacht, Menschheit. Hatte noch nie jemand nachgeforscht, was dieser verdammte Dagon war? Ein Mistvieh, so viel war offensichtlich.

Ihre Nase juckte. Verdammt, sie war tatsächlich wach. Nasen juckten niemals im Traum. Carlotta seufzte. Sie hatte sich offensichtlich in die Scheiße geritten. Gar nicht gut.

J.W. Schiller betrat die Parteizentrale. Er marschierte am Empfang vorbei, begab sich, ohne nach links oder rechts zu schauen und ohne einen zweiten Blick für den Türsteher zu erübrigen, in den Konferenzraum.

Der Türsteher starrte seinen Führer und Kanzler mit aufgerissenen Augen an. Etwas war ganz und gar nicht in Ordnung, aber er konnte es nicht benennen. Vielleicht war er auch nur paranoid oder noch mitgenommen von seinem Zweitjob. Er arbeitete nebenberuflich als Rausschmeißer in einer Nachtbar und hatte in seinem Leben mehr als genug Prügel bezogen, um seinen Verstand zu beeinträchtigen. Sein Instinkt riet ihm zur schnellen Flucht, so weit weg wie nur möglich.

Aber sein Ehrgefühl befahl ihm, seinen Platz nicht zu verlassen, obwohl er sich vor Angst beinahe in die Hosen machte, so stark tobte sein Instinkt. Aber er war dumm, und so blieb er, wo er war, bis Schiller auftauchte und ihn zu sich in den Saal winkte.

„Rein mit Ihnen,“ befahl er, und als der überrumpelte Rausschmeißer den großen Raum betrat und in der hellen Beleuchtung all die klugen Leute sah, die für die Geschicke des Landes verantwortlich waren, da fühlte er sich klein, dumm und unbedeutend.

Aus diesem Grund registrierte er nicht, wie Schiller hinter ihm die Türe versperrte und den Schlüssel einsteckte. Damit war der einzige Zugang blockiert. Der Kanzler lächelte ein kaum verhülltes Zähneblecken.

Eine Tasche, hatte Carlotta sie angewiesen. „Wir reisen mit leichtem Gepäck. Die erste Etappe ist die gefährlichste.“

Andrea Kruschitzky stand in ihrem Wohnzimmer, hatte vor sich auf dem Tisch die Reisetasche liegen und konnte sich nicht entscheiden, was sie alles einpacken wollte.

Ihr gesamtes Sein auf den Inhalt einer Tasche zu reduzieren war weitaus weniger einfach, als sie erwartet hatte. Eine Tasche für die Reise, alles andere kannst du dir neu beschaffen, hatte Carlotta gesagt. Das sagte sich sehr einfach, war aber erstaunlich schwer umzusetzen. Natürlich gab es ein paar Dinge, die sie auf keinen Fall entbehren konnte, aber dafür brauchte sie keine Reisetasche. Beim Rest galt es, eine vernünftige Auswahl zu treffen. Bücher, Musik, Filme—all das fand sich auf mehreren Speichern, die kaum Platz benötigten. Ein wenig Schmuck, Dokumente, damit waren die unersetzlichen Dinge beieinander. Kleider und Schuhe konnte sie überall beschaffen. Die sonstigen Besitztümer waren kein Thema, blieben hier.

Eigentlich ganz einfach, wenn man ein paar Minuten darüber nachdachte. Warum also tat sie sich so schwer, eine Auswahl zu treffen?

Helmut hatte keine Ahnung, wie ihm geschehen war. Vor einer Weile hatte sich die Welt von den vertrauten, langsamen und unverständlichen Bildern in ein wirbelndes Chaos aus genauso unverständlichen Eindrücken verwandelt. Die Duftspuren, die ihn sonst lenkten, reizten, führten und irritierten, hatten sich geändert. Es waren weniger geworden, die aber rochen dafür durchdringend und überwältigend: nach Schweiß, Angst, Panik, Zorn, Freude und Schuld, nach Samenerguss und postkoitaler Brunft.

Er hatte keine Ahnung, daß eine Gruppe von christlichen Fundamentalisten seiner habhaft geworden war. In ihrer Ignoranz und ihrem blinden Eifer hatten sie

ihn für einen Obdachlosen gehalten, einen Ungläubigen, ein Stück wertloser Mensch. Sie hatten ihn in einen Keller geschleppt, an den Boden gekettet und dann hatte einer nach dem anderen seinen Darm auf ihn entleert. Sie hatten ihn ordentlich damit eingerieben, ihn wieder auf die Beine gehievt und in einen abgerissenen Kapuzenumhang gesteckt, der den erbärmlichen Gestank kaum milderte.

So war Helmut in einen Kastenwagen geschleppt und Richtung Stephansdom transportiert worden, vor dem an diesem Tag die allmonatliche Messe von Kardinal Stephan Toth stattfand. Diese Messe war ein Protest, um die Eigentümer dazu zu bewegen, das Gebäude der Kirche wieder zurückzuerstatten.

Den Fundamentalisten ging dieser Protest nicht weit genug. Sie wollten Scheiterhaufen brennen sehen, einen Kreuzzug veranstalten, Blut vergießen. Der Kardinal war in ihren Augen ein Schwächling und Verräter, weil er sich hinter Worten und Floskeln versteckte und nicht zupackte, wie es seine Aufgabe gewesen wäre.

Ihre schwarzen Mönchskutten waren mit blutroten, vom Flammenschein umgebenen Kreuzen geziert, die Kapuzen tief ins Gesicht geschoben. So drängte das halbe Dutzend Fanatiker rasch durch die Menge, Helmut in der Mitte mitschleifend.

Sie schafften es ohne nennenswerte Probleme durch das dichte Gedränge bis zur Absperrung vor dem Podium, das als Altar diente. Dort packten sie Helmut mit starken Griffen an Armen und Beinen und schleuderten ihn mit vereinter Wucht hinauf, mitten auf den Altar, nur wenige Schritte von Toth entfernt.

Der Kardinal war im ersten Moment erschrocken, doch dann erkannte er seine Chance, sich vor den Kameras des Staatsfunks zu profilieren und Werbung für seine Sache zu machen. Er begab sich eiligen Schrittes zum Gefallenen und ging vor ihm auf die Knie. Der beißende Gestank verursachte ihm Übelkeit, und als er die Kapuze zurückzog, wußte er augenblicklich, daß er in die Scheiße gegriffen hatte. Buchstäblich und wörtlich.

Aber da war Helmut auch schon dabei, sein Gesicht zu zerfleischen.

Der Chef war überglücklich mit der Wahl, die seine Jünger getroffen hatten. Die Frau war perfekt. Sie war wunderschön, ihr Haar schimmerte schwarz, was fast so gut wie rot war, und ihre Haut war blaß wie der Mond. Sie entsprach allen Klischees einer Hexe. Sie hatte perfekte Brüste und es gab nicht viele Dinge, die ihn mehr anmachten als Blut, das über Brüste strömte. Vielleicht der duftende After eines Knaben.

Der Verzehr ihres Fleisches würde ein vollendeter Genuß werden, der perfekte Start in ein neues Auftreten der Kirche des Dagon. Das sollte ab dem heutigen Tag der neue Name sein: Kirche des Dagon. Klang hervorragend. Eine neue Ära brach heran, das Zeitalter des Dagon war gekommen und es würde ewig währen.

Der Chef war im Grunde seines faulen Herzens ein Wendehals, ein Opportunist der schlimmen Art. Aber sogar er erkannte eine Sache, der treu zu bleiben sich lohnen könnte, und die Kirche von Dagon war genau das. Ihr Aufbruch versprach Macht, Reichtum und ungezügelter Exzesse. Genau die Dinge, die er anstrebte.

Er räumte das Tuch von seinen Werkzeugen und genoß das erwartungsvolle Raunen der Menge, in das sich unverkennbar auch vereinzelte Laute des Entsetzens mischten. Er hatte ein eindrucksvolles Sortiment von mehr oder weniger

brauchbaren Werkzeugen, mit denen man diese schöne Frau sehr lange und sehr schmerzhaft quälen konnte.

Der Chef spritzte einen Orgasmus in seine fleckige Unterhose, während er seine Instrumente beinahe zärtlich streichelte. Womit sollte er anfangen?

Die Sache sah wirklich nicht gut aus, dachte Carlotta beim Anblick der Folterinstrumente. Küchenmesser und Zange waren wohl obligatorisch, ein paar der Dinge sahen wirklich alt aus, waren vermutlich sogar Originale. Aber lag da tatsächlich auch ein mit Rasierklingen gespickter Dildo? Ernsthaft? Was für eine kranke Scheiße. Darum also hatte man sie mit geöffneten Beinen angebunden. Verdammte Scheiße, sie sollte sich rasch einen Weg hier heraus einfallen lassen.

Hastig ließ sie ihren Blick durch den Raum schweifen, sah die gierigen, aufgeheilten Fratzen, die sie anstarrten. Verdammt noch mal, das war eine Versammlung von perversen Irren. Sie drehte ihren Kopf, versuchte über die Schulter zu blicken und entdeckte am äußersten Rand ihres Blickfelds ihre Kleider. Sie drehte den Kopf in die andere Richtung und dabei blieb ihr Blick an einer Gestalt hängen, die in einem schattigen Winkel stand und unverkennbar in ihre Richtung starrte.

Wer, zum Teufel, war das denn? Die Gestalt bewegte sich, trat ins Licht, und Carlotta, die sich für einen relativ beherrschten Menschen hielt, konnte nicht anders. Sie brach in geradezu hysterisches Lachen aus. Das war dumm, aber sie konnte nicht anders.

Mit ihrer Beherrschung war es vorbei.

Der Chef zuckte zusammen und drehte sich überrascht zur Hexe um, die da auf ihrem Kreuz hing und hysterisch lachte. Er runzelte die Stirn. Was gab es da zum Amüsieren? Sollte sie lachen, er würde sie Tränen ohne Ende lehren und... er starrte, erst überrascht, dann verärgert und angewidert. Was, bei Dagon, bildete sich dieses verkommene Subjekt ein, einfach seinen Altar zu erklimmen und in seine Richtung zu wanken? Vielleicht sollte er den Verrückten in die Messe einbauen, ein wenig verstümmeln als Vorspiel zur Hexenfolter.

„Weiche hinweg, Ausgeburt der Hölle!“ donnerte er, und dann war die Gestalt nahe an ihn herangekommen und der Chef schiß sich in die Hosen, entlud eine Menge Ballast mit einem lauten, feuchten Knall. Akira Mifune störte das nicht im Geringsten, als er dem schreienden Mann die Nase abbiß und mit ihm hin und her torkelte, gegen das Gerüst stieß, an dem Carlottas Kreuz angebracht war, und dann wühlten seine Finger im Gehirn des Chefs.

Carlotta wand sich mit aller Kraft auf dem schwankenden Gerüst und brachte das amateurhaft gesteckte und geschraubte Gerüst aus Aluminium damit endgültig zum Zusammenbruch. Ein brutaler Schlag traf sie im Rücken, dann brach das Kreuz und sie konnte sich endlich wieder bewegen. Langsam dämmerte es auch den dümmsten Messebesuchern, daß die Dinge hier gerade furchtbar schiefgingen—Panik brach aus.

Jetzt erwiesen sich die versperrten Türen als tödliche Falle. Die Leute unmittelbar davor wurden zu Tode gequetscht.

Carlotta hatte es mithilfe des präparierten Dildos geschafft, sich den Weg zu ihren Kleidern freizukämpfen, hinterließ eine Spur schreiender Jünger, denen das Gesicht in Streifen vom Schädel glitt. Endlich wieder angezogen und im Besitz ihrer Waffen, rammte sie den Rasierklingendildo einem der Spinner in den Rachen

und marschierte zu Akira Mifune, der durch den Raum torkelte, die Besucher wie eine schreiende Welle vor sich hertreibend, immer wieder jemanden kratzend und beißend, weil es schlicht nicht genug Platz zum Ausweichen gab.

Sie stellte sich Akira in den Weg und deutete eine Verbeugung an. Der Zombie starrte irritiert und versuchte, ihre Bewegung zu imitieren. Das war eine Überraschung.

„Es tut mir leid, Akira-san. Ihr Schicksal bekümmert mich und ich entschuldige mich für das, was ich Ihnen noch im Tod antun muß,“ sagte sie.

Sie fuhr mit dem Kamo Shirou Gyuto über seine Hand und trennte mehrere seiner Finger ab, verstaute sie in einer Tasche. Dann packte sie die andere Hand und drückte ihm das Messer zwischen die Finger.

„Ich hoffe, das ist ein brauchbarer Ersatz für deine Finger, Aki. Ich wünsche dir noch viel Spaß in deinem Nachleben,“ sagte sie und überließ den Zombie wieder seiner Jagd.

Carlotta Cameron drehte sich weg.

„Schleich di, du g'schissene Hexenfut!“ kreischte jemand unmittelbar vor ihr und sie stieß mit dem Neck Knife beiläufig in eine Stirn. Der Schrei brach abrupt ab. Dann lief sie ungerührt dorthin, wo sie vorhin eine wunderbare und einfache Möglichkeit entdeckt hatte, hinaus zu gelangen. Hier gab es für sie nichts mehr zu tun. Aber in den Kanälen wartete noch unerledigte Arbeit auf sie.

Ein paar Minuten später schafften es die ersten Verzweifelten, aus dem Dom auf die Straße zu entkommen. Trotz Akiras Wüten entkamen fast zweihundert Besucher der Messe, ein beträchtlicher Teil davon infiziert.

Beinahe zur gleichen Zeit regten sich die ersten Toten der FRD-Parteileitung, um erst ziellos herumzustehen und dann durch die weit offene Tür des Konferenzsaals hinaus auf die Straßen zu strömen. Dort taten sie, was alle Toten tun, die sonst keine Pläne haben: Sie suchten lebende Opfer, um von ihnen zu zehren, und verbreiteten dabei die Seuche.

Zu diesem Zeitpunkt hatte sich Schiller schon längst vor Toten und Lebenden in Sicherheit gebracht, um in aller Ruhe der Dinge zu harren, die jetzt folgen würden.

Der Stephansplatz war geräumt, die Verletzten und Toten hatte man in mehrere Krankenhäuser der Stadt gebracht, um sie zu behandeln und zu obduzieren. Helmut war als mutmaßlicher Mörder des Kardinals weggebracht worden, erst zur Reinigung, dann in ein Verhörzimmer. Dort gelang es ihm, zwei der Beamten, die ihn verprügelten, zu verletzen. Einer wurde von ihm gebissen, der andere blutig gekratzt. Die beiden Ersatzleute waren vorsichtiger bei ihrer Befragung, trotzdem erwischte er einen von ihnen. Aber das spielte zu diesem Zeitpunkt ohnehin keine Rolle mehr.

Carlotta schmiß hastig die Wohnungstür hinter sich zu und holte den kleinen, aber unheimlich leistungsstarken Computer aus seinem Versteck. Das Gerät war ihre Zukunft, ihr Quell des Reichtums und ihre Existenzgrundlage. Sie nahm Akiras Finger und öffnete mit seinen und ihren Abdrücken den Zugang.

Sie tippte sich durch das Menü. Bitte, laß die Daten noch da sein, flehte sie still. Es sah alles gut aus, aber die letzte Gewissheit stand noch aus. Hastig schloß sie das Gerät an ihren Moby-Star an, ließ ihre Finger über die virtuelle Tastatur tanzen und wartete dann. Was, wenn sich Musashi Japan in der Zwischenzeit eingeschaltet hatte, weil sie so lange nichts von Aki gehört hatten? Was, wenn HGT

eingegriffen hatte? Sie war zwar hochrangig, aber sie stand auf der Abschußliste. Zugriffe konnten jeden Augenblick gesperrt werden.

Was, wenn die Welt unterging?

Es dauerte beinahe eine endlos lange, aufreibende Minute, in der sie dümmlich die Geräte anstarrte, ehe das erlösende Signal erschien. Ein kurzes Piepen und einige grün leuchtende Wort. Transaktion abgeschlossen. Alles in Ordnung.

Grandios.

Sie startete ein weiteres, kleines Programm von ihrem Moby-Star, ging ins Bad, wusch die Hände, wechselte die Schuhe, trank ein Glas Wasser und holte Hammer und Schraubenzieher. Damit zertrümmerte sie sorgfältig beide Geräte und die Sim-Karten, bis nur mehr kleine Stücke übrig waren, die sie im Klo hinunterspülte. Anschließend aktivierte sie einen neuen Moby-Star und schickte eine Nachricht an Andrea. In der Zwischenzeit sollte ihr kleines Programm alle Spuren des Geldflusses verwischt haben. Es war teuer genug gewesen.

Zufrieden spülte sie ein letztes Mal, ging zurück und klaubte ihr Werkzeug vom Boden auf. Zeit, um unter die Dusche zu steigen. Carlotta drehte sich herum und prallte zurück.

„Verdammt, Schäfer, du hast mich erschreckt,“ fauchte sie zornig. Wie konnte das Arschloch es wagen, unangekündigt in ihre Wohnung zu schleichen? Sie musterte ihn von oben bis unten.

„Scheiße, Mann, du siehst erschreckend aus. Erschreckend tot,“ zischte sie ihn an und schlug blitzschnell mit dem Schraubenzieher in seine Richtung. Sie verfehlte die Augen, zerschnitt ihm nur das Gesicht. Die Wunde klaffte auf, das aufgeblähte Fleisch quoll unter der straff gespannten Haut hervor. Ein paar Würmer fielen aus seinem Gesicht.

„Das ist indiskutabel und widerlich, Schäfer.“ Sie wich beiseite. „Du verrottetest ziemlich schnell, Schäfer. Wie kann das sein?“

Er stolperte auf sie zu und sie schlug den Schraubenzieher in seine Richtung, griff ihr Neck Knife und versetzte ihm ein paar schnelle Schnitte, um etwas Zeit zu schinden. Sie mußte an ihre Schußwaffe gelangen.

Zombies waren öde Geschöpfe. Es ließ sich leicht vorhersagen, was sie tun würden. Carlotta duckte sich unter ihm weg, rutschte auf dem spiegelglatten Parkettboden aus und riß im Sturz den Zombie mit sich. Er zappelte beinahe hilflos auf ihr, erschwerte ihr das Hochkommen. Aus seinem Mund kam ein Schwall Maden, Würmer und Larven, ergoß sich wie ein ekeliger Wasserfall über ihr Gesicht und ihren Oberkörper.

Carlotta schrie vor Ekel und stemmte sich hoch, rollte den Zombie auf den Rücken und kam auf die Beine, beugte sich vor und streifte das widerliche Gewürm ab, um sich dabei auf den Zombie zu übergeben.

„Beschissenes Arschloch,“ stöhnte sie und taumelte davon, den Mund abwischend. Sie schleuderte die verfluchten Schuhe von den Füßen. Bloßfüßig bleiben wäre schon vorhin klüger gewesen. Der tote Schäfer war auch schon auf die Beine gekommen und hinter ihr her. Dabei trat er gegen den Hammer, der über den Boden an Carlotta vorbeirutschte.

„Dann eben so, du verfluchte Kreatur,“ murmelte sie, hob den Hammer auf, wirbelte herum und drosch das Werkzeug gegen seinen Schädel. Der Zombie stolperte rückwärts, Carlotta setzte nach und schlug noch mehrmals zu, bis die Krea-

tur zu Boden ging. Sie beugte sich vor und hämmerte den Schädel flach, eine matschige, rote Suppe voll kleiner, harter Splitter.

Erschöpft ging sie neben dem endgültig toten Schäfer in die Hocke und blickte auf ein Paar hochhackige Schuhe. Sie sah auf. Andrea starrte sie verblüfft und mit einer hochgezogenen Augenbraue an.

„Eigentlich wollte ich dich fragen, ob du fertig bist. Aber ich glaube, das kann ich mir sparen,“ sagte sie ruhig.

Kapitel 19

Es geht zu Ende.

Bis jemand auf die Idee kam, womit man es hier zu tun hatte, war es hoffnungslos zu spät. Selbst als die Massaker über das gesamte Stadtgebiet verteilt stattfanden, die U-Bahn war ein perfektes Mittel zur Verbreitung der Plage, wurden die Warnungen vor lebenden Toten von nur wenigen Leuten ernst genommen. Zombies waren Stoff der Unterhaltungsmedien, aber sie hatten rein gar nichts mit der Realität zu tun. Armut, Verbrechen, Korruption, Überwachung, das war Realität. Aber Tote, die durch die Straßen wanderten und Schädel knackten, um an Gehirn zu kommen, das waren surreale Fantastereien.

Der Wagen war bei Weitem nicht so schnell unterwegs wie die Tage davor. Lebende und Tote taumelten umher, dazwischen fuhren Autos, brannten Barrikaden, kämpften Soldaten und Polizisten mit Leichen. Plünderer gingen ihrem Handwerk nach, Chaos und Anarchie waren ausgebrochen und so wie es aussah, drohte die Situation noch weiter zu eskalieren.

Während sie durch die Stadt Richtung Flughafen fuhren, hörten sie Berichte von schweren Kämpfen um die Bahnhöfe herum. Der Bahnverkehr war komplett eingestellt worden, damit es zu keiner unkontrollierten Ausbreitung kam. Die kläglichen Reste dessen, was einmal das Bundesheer gewesen war, wurden aus dem gesamten Staatsgebiet nach Wien beordert. Der Kanzler war verschwunden, die Regierung nicht mehr handlungsfähig.

Carlotta hatte dem Wagen Anweisung gegeben, Kollisionen möglichst zu vermeiden, aber im Notfall keine Rücksicht zu nehmen und sie auf dem sichersten Weg zum Flughafen in Schwechat zu bringen. Der Pilot des Firmenjets war informiert und bereitete die Maschine für einen schnellen Start vor. Er hatte das genannte Reiseziel nicht weiter kommentiert.

Der Wagen bockte mehrmals, als er Personen auf die Haube nahm oder überfuhr. Einmal zerplatzte ein Mensch frontal auf der Windschutzscheibe, aber das Fahrzeug steuerte weiter unbeirrt sein Ziel an. Carlotta trennte sich nur ungern vom Wagen, aber es ging nicht anders. Das Flugzeug war eine aufgerüstete, schnelle Maschine, gerade groß genug, um ein Dutzend Passagiere mit ihrem Gepäck zu transportieren. HGT verfügte über mehrere Airbusse mit riesigem Frachtraum, aber keiner davon war in Wien stationiert.

Der Flieger war in einer Privatbucht in unmittelbarer Nähe des von der Öffentlichkeit abgeschotteten Skylink geparkt. Ungesehen erreichten Carlotta und Andrea die Maschine.

„Wissen Sie, was genau in der Stadt vor sich geht?“ fragte er, während er ihr Gepäck verstaute. „Die Nachrichten sind irgendwie unverständlich.“

„Seuchenausbruch,“ antwortete Andrea.

„Mist. So wie es klingt, sehr ansteckend, nicht wahr?“

„Tödlich.“

„Und wie wird das übertragen?“

„Bisse, Kratzer. Blut.“

„Scheiße. Sagen Sie, wäre es für Sie ein Problem, wenn ich mich, nachdem ich Sie an Ihr Ziel gebracht habe, selbst absetze?“

„Überhaupt nicht. Von mir aus können Sie tun und lassen, was Sie wollen.“

„Danke, das weiß ich zu schätzen.“

„Aber vielleicht möchten Sie mit uns in Kontakt bleiben. Wer weiß, vielleicht gibt es irgendwann einmal etwas zu tun.“

Der Pilot nickte. „Ich werde es mir überlegen. Wir starten in zwei Minuten.“ Er verschwand nach vorn ins Cockpit.

„Anschnallen, Schätzchen,“ sagte Carlotta, und Andrea lächelte.

Kapitel 20

Ein sonniger Nachmittag.

Die beiden Frauen saßen oberhalb einer natürlich entstandenen Felsskulptur, die einer großen Knolle ähnelte. Tausende von Jahren hatten die Kräfte der Natur auf den Fels eingewirkt, bis er schließlich dieses Erscheinungsbild erlangt hatte.

Von hier aus, dutzende Meter über und vom Strand entfernt, der Spirits Bay, konnten sie die ungetrübte Aussicht hinüber nach Cap Reinga genießen, von wo aus die Seelen der verstorbenen Maori ihren Weg zurück nach Hawaiki antreten. Dahinter nichts als die Weite des Pazifik.

Es war ein schöner Platz, um hier in Ruhe den Gedanken nachzuhängen, lange Spaziergänge zu machen und um einfach nur das zu tun, wonach einem der Sinn stand. Es gab nicht viel, was die beiden mehr tun wollten, als das Leben zu genießen. Was auf der anderen Seite der Erdkugel geschah, interessierte sie nur am Rande. Irgendwann würde die Bedrohung näher rücken und dann würden sie sicher wieder aktiv werden, aber noch nicht. Jetzt genossen sie ihre neue Heimat auf der anderen Seite der Welt. Neuseeland war tatsächlich eines der schönsten Länder der Erde.

„Gehen wir?“ Andrea erhob sich und klopfte ihren Hintern ab. Hand in Hand wanderten sie langsam zurück zu ihrem Rover. Das Auto würde sie gemütlich nach Hause fahren, zu ihrem blauen Haus in der Nähe des Tahunanui Beach. Es war eine weite Strecke, entlang der gesamten Westküste der Nordinsel, bis hinauf zum nördlichsten Teil der Südinsel.

Egal, sie hatten jede Menge Zeit.

